

Aus Dieter und Jürgen Zimmer: *Zur Familiengeschichte* (2005, unveröffentlicht)



Flieth 1983: Das Stallgebäude gehörte zu Otto Lierschs Hof (Foto D.E.Z.)

## Ein Jahr auf dem Land

Überprüfte Erinnerungen

*Von Dieter E. Zimmer*

Ende Juli 1943 ließ Goebbels, „Reichsverteidigungskommissar für den Reichsverteidigungsbezirk Berlin“, den Berlinern auf Handzetteln und an Litfaßsäulen mitteilen, dass Berlin ab 1. August 1943 evakuiert werde.

Evakuiert. Leer gemacht. Das Wort war noch neu. Darunter war jetzt zu verstehen, dass „Frauen, Kinder, Pensionäre, Rentner usw.“ die Stadt zu verlassen und in weniger „luftgefährdeten“ Gebieten auf dem Land Unterschlupf zu suchen hätten. Mitzunehmen waren „Bettzeug, Töpfe, Geschirr, Essbesteck usw.“; das Fahrgeld erstattete der Staat. Die Berliner Schulen wurden geschlossen, als Ersatz fanden nur noch einige Zeit lang morgendliche kurze „Schulappelle“ statt, bei denen Hausaufgaben aufgegeben wurden. Kinder, deren Eltern nicht selber bei Verwandten eine ländliche Zuflucht „organisierten“, wurden in die Lager der KLV („Kinderlandverschickung“) eingewiesen, vorwiegend in Brandenburg, Schlesien und dem Wartheland. Vater fand ein Ausweichquartier für seine Familie

bei seiner Cousine Hedwig Liersch<sup>1</sup> geb. Peschke in dem Dorf Flieth Kreis Templin (Uckermark)<sup>2</sup>, etwa 100 Kilometer nördlich von Berlin, blieb aber selber in Berlin in der Wohnung in der Markelstraße 9 und verrichtete weiter seine gewohnte Arbeit am Finanzamt Steglitz (Einkommensteuer). Bis Ende September verließen 70 Prozent der 260 000 Berliner Kinder die Stadt.

Mutter lebte darum auf höheren Befehl mit meinem Bruder Jürgen und mir von August 1943 bis September 1944 in Flieth. Ab wann genau? Auf dem Überweisungszeugnis der Dorfschule, mit dem ich Flieth ein Jahr später wieder verließ, steht: ab 15. August. Das aber war wohl nur das Datum, an dem das Schuljahr dort offiziell begann, denn ich kann mich genau erinnern, in Steglitz den Luftangriff miterlebt zu haben, bei dem das Haus gegenüber abbrannte, und der fand in der Nacht vom 23. auf den 24. August statt. Es dürfte also Ende August, Anfang September gewesen sein.

Der Bauernhof war für meinen Bruder Jürgen und mich ein lebenslang detailreich erinnertes Erlebnis, sonderbar weltentrückt. Ich erfuhr dort zum ersten Mal, dass es auch ein völlig anderes Leben gab als das einer Steglitzer Kleinfamilie, und dass das gar nicht übel sein musste.

Wir waren schon vorher ein paarmal dort gewesen. Ich hatte mich mit dem Hofhund angefreundet, am Mühlgräben Gänseküken hüten dürfen und war dafür von Tante Hedwig abends mit einem Ei belohnt wurde, aus dem ich mir ein Zuckerei schlagen durfte. Gleich zu Anfang unserer „Evakuierung“, eventuell auch schon ein oder zwei Jahre vorher, sollte ich in der Diele beim Gänseschlachten helfen, indem ich die schweren Vögel an den Flügeln festhielt, während ihnen jemand anders den Hals durchschnitt. Sie waren aber viel zu kräftig für mich. So durfte ich nur das Blut rühren, das aus ihren Hälsen in einen Napf auf dem Steinfußboden lief.

Otto Liersch<sup>3</sup>, Hedwigs Mann, hatte einen Hof mit etwa 100 (teils gepachteten) Morgen Land in Gemengelage (Felder mit Kartoffeln, hier ‚Nudeln‘ genannt, Runkelrüben oder ‚Wruken‘, Roggen, Weizen, Gerste, Ha-

---

<sup>1</sup> Hedwig Helene Liersch geb. Peschke, geb. 16.11.1923 in Wallwitz Krs. Oststernberg, Neumark, gest. 8.10.1945 in Flieth Krs. Templin, Uckermark.

<sup>2</sup> Seit 31.12.2001 Flieth–Stegelitz Krs. Uckermark (Brandenburg).

<sup>3</sup> Otto Gustav Liersch, Landwirt, Fleischer, geb. 9.11.1889 in Lindow Krs. Oststernberg, Neumark, gest. 31.07.1950 in Flieth Krs. Templin, Uckermark.

fer, Raps, Luzerne, Weidekoppeln) und allerlei kleinem und großem Vieh, den letzten links am östlichen Ortsausgang Richtung Suckow (heutige Adresse Suckower Straße 11). Er war nicht nur Landwirt, sondern auch gelernter Fleischer. Otto und Hedwig Liersch waren 1939 „aus dem Osten“ in die Uckermark „gemacht“, aus dem Dorf Lindow südlich der Kreisstadt Zielenzig im neumärkischen Kreis Oststernberg, als dort 1939 der noch heute bestehende Truppenübungsplatz Wandern eingerichtet wurde, um dessentwillen Dörfer Lindow, Groß Kirschbaum, Wandern und Malkendorf aufgelassen wurden. Vorher hatte der Hof in Flieth dem Bauern Radeke gehört; das Stallgebäude aus rotem Backstein trägt das Datum „A.R. 1903“.



Flieth 1983, Blick vom Mühlberg auf den früheren Hof von Otto Liersch (Foto: D.E.Z.)

Flieth bestand aus Bauernhöfen wie aus einem Bilderbuch, links und rechts aufgereiht neben der Chaussee (holpriges und löchriges Kopfsteinpflaster, daneben eine Sand- oder Matschspur für Pferdegespanne) und jeder von einem Hofhund bewacht, von dem man besser wusste, ob er angekettet war oder nicht. Von diesen anderen Bauern erinnere ich nur ein paar Namen: Böttcher, Feuerhack, Freyer, Schröder, Wölle, Wollenberg. Der Liersch'sche Hof war so angeordnet wie die meisten: Von der „Chaussee“, also der Dorfstraße her gesehen, war links das Wohnhaus, dessen schmale Giebelseite zur Straße zeigte, das aber nur vom Hof aus betreten wurde; rechts jenes Stallgebäude von 1903 mit einem Plumpsklo an seinem Ende; hinten eine große Scheune hinten und ein Misthaufen in der Mitte. Im Wohngebäude lagen, von der Straße aus gesehen, rechts das Schlafzimmer von Tante Hedwig und Onkel Otto, in der Mitte der nicht mehr benutzte Haupteingang von der Straße her, links das Zimmer, in dem wir untergebracht waren, vermutlich nicht gerade zur Freude der Lierschs, die sich aber in ihr Schicksal schickten und die Berliner nicht

fühlen ließen, dass sie unerwünscht waren, weil sie zu viel aßen und dafür zu wenig Arbeit leisteten, denn die gab es auf dem Hof als einziges überreichlich. Vor unseren Fenstern stand immer eine – so weit ich weiß nie benutzte – rostige „Hungerharke“ (zum Zusammenharken liegen gebliebener Ähren auf den abgeernteten Stoppelfeldern). Hinter dem Schlafzimmer lag die gute Stube, die nur abends in sauberem Zustand betreten werden durfte – dort wurde Karten und Mensch-ärgere-dich-nicht gespielt, genäht und gestopft –, dahinter die Diele mit dem Eingang vom Hof, wo die Fahrräder standen und die Gänse geschlachtet wurden, dahinter der zu meiner Verwunderung so genannte Mühlraum (ohne Mühle weit und breit) mit Werkbank und Schraubstock und einer steilen Holzleiter auf den Boden, wo neben allerlei Gerümpel in Kiepen die eigenartigen, länglichen, grünen Äpfel des Baumes unten am Mühlgraben standen. Hinter unserem Zimmer gab es einen Durchgang zur Küche und seitlich links eine oder zwei Kammern für Hermann den Knecht und Paula die Magd, dann die große Küche mit dem Esstisch für etwa zwölf Personen und einem großen Kohleherd, in dessen Bainmarie immer heißes Wasser war (das Wasser musste von der Pumpe im Hof geholt werden, bis 1944 in der Küche ein Wasserhahn mit elektrischer Pumpe gelegt wurde), dahinter die Vorratsräume mit einer elegant surrenden Zentrifuge, in der vor dem Buttern (langwieriges Stampfen in einem hohen hölzernen Butterfass) der Rahm von der Milch getrennt wurde, und ein Gelass für einen Helfer, der nichts zu sagen hatte, für alle einfach „Wilhelm“ war und dessen Beziehung zu den anderen ich nicht verstand. Zum Essen kamen alle in die Küche an den großen Tisch mit einer Holzbank entlang der Wand: zum Frühstück je nach Aufstehzeit einzeln, zum Abendessen gemeinsam. Gesperrt und Mittag gegessen wurde in Arbeitspausen auf den Feldern. Besonders häufig gab es Pellnudeln mit Quark und Schnittlauch oder mit Leinöl. Otto Lierschs Spezialität war völlig zerlaufener Harzer Käse mit Maden, den er aus einem Steingutbecher aß und der ihm allein vorbehalten war. Die Maden verbesserten angeblich den exklusiven Geschmack.

An Tieren waren vorhanden: 11 oder 12 zumeist schwarz-weiße Kühe (die ich im Sommer oft den ganzen Tag allein auf einer Anhöhe mit Blick auf das Nachbardorf Kaakstedt hütete) – die Milch wurde in zwei schmutzigen Aluminiumkannen auf ein Holzgestell vor dem Hoftor gestellt und jeden Vormittag von einem Pferdewagen auf Gummirädern abgeholt und zur Molkerei in Gerswalde gebracht. Ferner gab es drei Pferde, die

schwierige und launische schwarze „Lotte“, die dann dramatisch starb, den geduldigen braunen Ackergaul „Piewe“ und ein neues, leicht bräunlich-dunkelgrau meliertes unproblematisches drittes, dessen Name Jürgen noch wusste: „Moritz“. In der Mitte des Stalls waren aufgereggt grunzende Schweine (von denen ab und an eins unter panischem Gequieke geschlachtet wurde, was zu wochenlanger Wurstsuppe zu allen Mahlzeiten führte, trotz unserem bodenlosen Hunger auf Dauer eine unerträgliche Brühe). An Kleinvieh gab es Gänse, Enten, Puten, Hühner (mit gelegentlichem Iltisalarm im Hühnerstall), mehrere Katzen (die demütige und fruchtbare Kätzin „Graumann“, der stolze graue „Hase“, der nur zeitweise von seinen Wanderungen auf dem Hof Rast machte, der prollige „Drecksack“, der es sogar mit den fetten Ratten im Abgrund des Plumpsklos aufnahm). Vor allem aber gab es den hinkenden, aber dennoch schnellen und tapferen Beinahe-Schäferhund „Luchs“ (allgemein nur „Lucki“ genannt), meinen besten Freund damals, der angreifende Ganter effizient aus dem Weg zu räumen verstand, indem er ihren Hals vorsichtig, aber fest in die Schnauze nahm und sie außer Reichweite schleppte. Für mich das tragischste Ereignis in Flieth war die Schlachtung der beiden Zicklein, mit denen ich tagein tagaus gespielt hatte – ich bettelte Onkel Otto an, sie leben zu lassen, aber er ließ sich nicht erweichen. Von dem Ziegenfleisch habe ich nicht gegessen.

Die Menschen waren wortkarg in Flieth. „Jau“ und „Nö“. Otto und Hedwig hatten die Wirtschaft fest im Griff, er draußen auf den Feldern, in den Ställen und der Scheune, sie drinnen. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie untereinander oder mit den anderen je gestritten hätten. Ihr Wort galt und wurde von allen bereitwillig respektiert. Für mich die wichtigsten Bezugsgrößen auf dem Hof aber waren der Knecht Hermann Linke und seine Schwester, die Magd Paula. Sie kamen mir „groß“ vor, waren aber tatsächlich noch halbe Kinder. Dunkel wurde geraunt, dass mit ihren Eltern etwas Unaussprechliches passiert sei und sie deshalb bei den Lierschs aufwachsen. Erst jetzt habe ich erfahren, von einer in Schermeisel geborenen und aufgewachsenen fernen Verwandten, was vorgefallen war: Die Eltern hätten in ihrer neumärkischen Heimat einem Ausgedinger, einem älteren Dörfner im Wald aufgelauert, einem Säufer, der sie wegen ihrer vielen Kinder jahrelang mit böser Nachrede verfolgt hatte, und ihn totgeschlagen.

Damit steht offenbar ein mysteriöses Vorkommnis in Flieth in Verbindung. Eines Tages kam eine Frau zu Besuch, die etwas mit Paula und

Hermann zu tun hatte; erst jetzt wird mir klar, dass es die Mutter gewesen sein muss. Sie war offenbar nicht willkommen und wurde höchst misstrauisch behandelt. Als sie weg war, verbot Hedwig allen, Wasser aus der Bainmarie im Herd zu trinken, schöpfte vorsichtig eine Kelle davon und füllte damit ein kleines klares Glasfläschchen, das sie Mutter nach Berlin mitgab, um es chemisch untersuchen zu lassen. Mutter lief mit mir zu einem Institut in Lichterfelde – im Stubenrauch-Krankenhaus? – und gab es dort geheimnisvoll ab. Warum, war nicht aus ihr herauszubekommen; offenbar meinte Hedwig, der Besuch habe Gift ins Wasser geschüttet, Mutter hielt das aber für Unfug. Ein paar Tage später holten wir das Ergebnis der Analyse ab. Es war negativ: null Gift, und Mutter „hatte das ja gleich gesagt“.\*

Paula die Magd war die Ältere, um die siebzehn. Sie musste jeden Tag besonders früh aufstehen, denn sie war zuständig für das Melken der Kühe. Sie hatte etwas Praktisches, Herzliches, Gutgelauntes, das mir gefiel. Hermann der Knecht dürfte etwa fünfzehn gewesen sein (kurz vor Kriegsende wurde er noch eingezogen) und arbeitete voll mit. Es war nicht selbstverständlich, dass er sich mit einem Kleinen wie mir abgab, mich mit auf Plötzenfang im Stierngraben nahm oder mir die Benutzung der Werkbank erklärte, an der wir zusammen Holzflugzeuge bauten, er sehr gute, gedrechselte, ich sehr primitive aus zusammengenagelten Brettresten. Er konnte einfach alles – unter anderem besaß er einen richtigen Tesching, mit dem er auf Spatzen schoss und oft auch traf, den ich aber nicht in die Hand nehmen durfte; meine eigenen Schießversuche, mit einem Luftgewehr aus Hermanns Besitz mit Stücken abgekniffenen Drahts als Munition, waren sämtlich erfolglos, ich traf nicht einmal einen gemächlich dahinrobbenden Maulwurf aus einem halben Meter Entfernung. Eines Tages, zwischen Scheune und Mühlgraben, löste mir Hermann knapp und trocken das größte Rätsel der Welt, was Tante Hedwig nicht gelungen war, die mich mehrmals mit einigen reich bebilderten gynäkologischen Wälzern auf dem polierten Linoleum unter ihrem Ehebett in ihrem sonst absolut unbetretbaren Schlafzimmer allein gelassen hatte. Diese Bücher hatten umständlich um das herumgeredet, was mich allein interessierte. Hermann aber sagte es kurz und bündig. Ich dachte, er wolle mich zum besten halten. Wieso nannte er die lateinische Vagina der Bücher einfach ein Loch? Den „Schniepel“ einen Schlauch? Es ging doch gar

nicht; der war doch nur zum „Puschen“ da. Und wieso sollten die Erwachsenen aus etwas so Simplem ein derartiges Geheimnis machen?

Dann war da noch ein herumkommandierter, mild dementer Bruder von Tante Hedwig, Wilhelm, zwei zugeteilte französische Kriegsgefangene namens Roger und André, die erzählten, bei ihnen zu Hause esse man neugeborene Mäuse, indem man sie am Schwanz fasse, in Öl tauche und ganz hinunterschlucke, sowie eine 1944 im Stallgebäude hinter dem Pferdestall einquartierte Zwangsarbeiterfamilie aus der Ukraine – die Frau warf Hedwig eines Tages unsere gebratenen Plötzen aus dem Stierngraben an den Kopf, die sie für ungenießbar oder nicht nahrhaft hielt, die mir jedoch schmeckten. Öfter kam auch Wachtmeister Schulz, der die Franzosen des Dorfes bewachen sollte und sie nachts alle in einem weißen zweistöckigen Gebäude am andern Ende von Flieth einschloss. Er brachte mir das Radfahren bei, indem er Tante Hedwigs schweres hohes Damenrad, an dessen Sattel ich noch nicht heranreichte, am Gepäckständer hielt, während ich mit meinen mit Stroh ausgelegten Holzpantinen in die Pedale trat. Gelegentlich erschien auch eine ältere säuerliche hochmoralische städtische Weibsperson namens Schwester Annemarie aus Eberswalde, die als einzige „Buttercremetorte“ zu machen verstand, während es sonst immer nur riesige Bleche mit leckerem Streuselkuchen gab, und die darum bei Feiern unentbehrlich war. Jürgen weiß auch noch von einer „Frau Knospe“, die irgendwie dazugehörte.<sup>4</sup>

Die Tage sind in diesem Alter sehr lang. Ich wundere mich, wie viel Verschiedenes wir den Tag über gemacht haben müssen. Jedenfalls war ich von morgens bis abends unterwegs: nebenbei auch in der Schule, aber sonst mit auf den Feldern zum Garbenbinden oder Heuharken (mit der

---

<sup>4</sup> Wer war diese Frau Knospe, die Jürgen sogar auf mindestens einem der alten Fotos identifiziert hat, die mir aber nur ganz verschwommen in Erinnerung ist? Es war sicher die Agnes Knospe geb. Sprenger (geb. 30.09.1912 in Breesen/Brzeźno bei Zielenzig), deren Tod (am 25.08.1999) im Fliether Kirchenbuch vermerkt ist. Sie war verheiratet mit dem „Siedler“ Hermann Otto Knospe, der gleichfalls im Fliether Kirchenbuch steht (geb. 04.02.1907 in Ostrów bei Zielenzig, gest. 18.12.1958 in Flieth). Die Eheleute Knospe stammten also aus Nachbardörfern zu Otto Lierschs Heimatort Lindow; sie muss während des Kriegs mehrmals aus der alten Heimat zu Besuch nach Flieth gekommen sein, und beide kamen nach dem Krieg als „Siedler“ (also Aussiedler) ganz dorthin.

Sense Heu mähen durfte ich noch nicht) oder zum Kartoffelhacken (nur eine Furche statt der vier bis acht, die die Erwachsenen im gleichen Tempo zu bewältigen hatten), während Jürgen mit der Mistgabel Mäuse jagte und in seine Stullentasche stopfte, auf den Koppeln beim Kühehüten, am weidenbestandenen Bach, wo wir Stöcke und Pfeifen schnitzten, mit dem Fahrrad entlang der mit hohen alten Kastanien bestandenen Chausseen nach Gerswalde oder Suckow, am Wriezen (einem kleinen Waldsee) zum Baden, auf der großen Strohmiete auf dem Hof, um durch selbstgemachte Tunnel nach unten zu rutschen, hoch oben im Apfelbaum, bei Herrn Schülke auf dem Hügel in seiner Windmühle, beim Schlittenfahren hinab zum Mühlgraben, im Mai unter der großen Kastanie beim Maikäferfang (sie wurden in einer mit Blättern ausgelegten Zigarrenkiste gesammelt und nach ihrer Ermattung an die Hühner verfüttert, und es kam darauf an, möglichst viele schwarze zu haben, die „Schornsteinfeger“ hießen, nicht nur alles weiße „Müller“), beim Basteln von optimistischen Angeln (einer Gerte mit einem Faden, an dem unten eine gerade Stecknadel befestigt war, aber Fische gab es im Mühlgraben sowieso nicht), bei Frau Dittmann<sup>5</sup> an der Rückseite des gegenüberliegenden Landarbeiterhauses, die Krankheiten beschwören konnte und für alle Situationen Trost und Rat wusste und darum ganz unentbehrlich war. Einmal beschwor Tante Hedwig selber bei mir eine Warze auf der Hand, und zwar in Sichtweite des Vollmondes auf dem Hof, indem sie mit rohem Fleisch darüber strich und dazu Zaubersprüche murmelte. Die Warze war davon zunächst nicht beeindruckt, verschwand irgendwann später aber doch.

Wenn es nichts Besonderes zu tun gab, saßen wir auf dem großen Feldsteinhaufen unter der Kastanie vor dem Tor, schauten dem Dorfschmied beim Beschlagen der Pferde zu oder liefen auf und ab im Dorf, und zwar mit dem obligaten Requisit, einem schlauchlosen alten Rad von einem ausgedienten Fahrrad, in dessen Nabe ein Bolzen befestigt war, den man rennend mit einer Astgabel vor sich her schob. Zu vermeiden waren etwaige Ganter, die Höfe mit berüchtigt bissigen Hunden und das Haus der Hexe. Auch ärgerten wir eine Umsiedlerfamilie namens Böttcher in einem Haus gegenüber so lange und so sehr, indem wir unter ihrem Fenster johlend „Usinger, Usinger!“ riefen, dass die Frau schließlich unse-

---

<sup>5</sup> Lt. Fliether Kirchenbuch, heute im Ev. Pfarramt Gerswalde, die Landarbeiterfrau Emilie Dittmann, geb. 04.05.1897 in Hetzdorf Krs. Strasburg, gest. 20.09.1969 in Templin.



ren Wunsch erfüllte und uns hinter einem Baum mit einem Knüppel auf-lauerte, sodass wir eine Weile nicht über die Dorfstraße, sondern hinter den Gehöften herum nach Hause gehen mussten. Ich hatte keine Ahnung, was „Usinger“ bedeuten sollte. Wahrscheinlich war es eine Verballhornung von „Schlusinger“, denn Böttchers kamen aus Schlesien.

Wenn ich mich frage, was wir in der Fliether Zeit vom Krieg mitbeka-men, so lautet die Antwort, die mich selbst erstaunt: wenig. Mein Ge-dächtnis behauptet, dass es bei Lierschs weder ein Radio noch eine Zei-tung gegeben hat. Dass Krieg war, merkten alle nur an dem, was man selber von ihm wahrnehmen konnte: dem Dröhnen der Bombergeschwa-der oben am Himmel, an den Einquartierungen aus allen Himmels-richtungen, am ständigen Defilee der Schnorrer, die hier Lebensmittel hamstern wollten (,hamstern‘ hieß damals ,organisieren‘). Ich kann mich auch an keine einzige Hakenkreuzfahne irgendwo, an keine Sympathiebe-kundung für die Nazis erinnern. Der Bürgermeister war wohl einer, wurde aber anscheinend nicht besonders ernst genommen, da er keinen eigenen Hof hatte. Mich hat er nur einmal belehrt: als er mich mit einem aus einer Weidengerte gebauten Bogen hantieren sah und erklärte, ein deutscher Junge nenne einen Bogen nicht Flitzbogen, sondern einfach nur Bogen. Es kam mir vor wie eine Entwürdigung meines schönen Flitzbogens.

Dabei waren wir dem Bombenkrieg in Flieth keineswegs total entron-nen. Viele englische Bomberverbände flogen über die Uckermark in Rich-tung Berlin, sodass man vor etwaigen begleitenden Tieffliegern auf der Hut sein musste. Einmal stürzte ein englisches Flugzeug in einen nicht sehr fernen Wald, und ich fragte mich schaudernd, was passieren würde, wenn ich mich plötzlich allein einem Feindsoldaten gegenüber fände, dessen Fallschirmschnüre sich in einer Baumkrone verfangen hätten. Die Dorfjugend war angehalten, in jedem Fundgegenstand eine verkappte Bombe zu wittern, vor allem in jedem etwa gefundenen Spielzeug (ich fand nie welches und glaube, es gab hier gar keines). Abends, nach der auf die Minute genau angeordneten Verdunkelungszeit, ging ich mit ei-nem anderen Jungen (wohl meinem gleichaltrigen Freund Kurt Völker) manchmal durchs Dorf, ein neunjähriger freiwilliger Luftschutzwart im Trainingsanzug, und spähte aus nach Fenstern, durch die auch nur der schmalste Lichtschein drang. Dann bauten wir uns davor auf und schrien „Licht aus!“. Als in einem Bauernhaus direkt am Dorfteich einmal das Licht nicht gleich aus ging, machte ich mir den Spaß, ungestraft und im Vollge-

fühl meiner Wichtigkeit einen Stein gegen die sündige Fensterscheibe zu werfen, aber wohlweislich so, dass sie nicht kaputt ging. Große Aufregung nach den ersten unbekanntem, etwa dreißig Zentimeter langen schwarz-silbrigen Streifen, die millionenfach vom Himmel geregnet kamen. Die Dorfjugend nannte sie „Kondensstreifen“, obwohl sie wusste und täglich am Himmel beobachten konnte, dass das etwas ganz anderes war, und versuchte sie erst mit Brenngläsern, dann mit Hammerschlägen zur Explosion zu bringen; ich bewarf einige mit immer schwereren Steinbrocken. Es passierte nichts. (Der englische Name dieser Störstreifen war *windows* und ihr Zweck die Irritierung der deutschen Radarortung; sie verringerten mit einem Schlag die Wirksamkeit der deutschen Flugabwehr.) Im Süden war von Berlin her nachts oft ein rötlicher Feuerschein zu sehen. Am Tag verbrachte Mutter viel Zeit auf der Poststelle bei Frau Kasselow, um von dem einzigen Telefon am Ort, einem auch damals schon altertümlichen Kurbelapparat, im Finanzamt Steglitz bei Vater anzurufen und zu hören, ob er noch lebte und es die Wohnung noch gab.

Die Dorfschule in Flieth war heiter und anspruchslos: eine Einraum-Zwergschule mitten im Ort, in der ein dünner Lehrer namens Baum Dienst tat. Seine einzigen pädagogische Werkzeuge, neben der Kreide für die Tafel, waren eine kratzige Geige und ein Vorrat von Stöcken und Gerten, die wir ihm schneiden und apportieren mussten und mit denen er die Schüler regelmäßig verdrosch, auch ohne Delikt: Er griff sich mehr oder weniger aufs Geratewohl eine Schülerhand, hob den Stock, sagte etwas wie „3 mal 9“, und wenn keine Antwort kam, schlug er zu. Gegen schmerzhaftere Prügel polsterten sich die Jungs prophylaktisch die Hosen mit Heu aus. Bücher oder andere Lehrmittel irgendwelcher Art gab es nicht. In gewisser Weise verstand ich ihn: Es war eine derbe Umgebung, und er hatte sich täglich gegen eine brodelnde Meute lernunwilliger kleiner und größerer Teufel durchzusetzen, zwischen fünfzig und sechzig, schätze ich, die nach Altersstufen aufgereiht in drei Bankreihen saßen. Immerhin muss ich, obwohl ich mich mit den anderen Jungen damals nicht ungern prügelte, auf ihn weniger rüpelhaft gewirkt haben als die meisten, denn er ersah mich dazu aus, ihm mit dem Fahrrad gelegentlich Fische von dem Fischer am Oberuckersee aus Suckow nach Gerswalde zu bringen, wo er wohnte. Darum wohl auch gab er mir im Zeugnis in allen seinen fiktiven Fächern ein „gut“ und in „Betragen“ sogar ein „sehr gut“. Ich kann mich jedoch nicht erinnern, in seiner Schule je irgendetwas ex-

plizit gelernt zu haben. Ich wusste noch gar nicht, was Lernen ist. In der Berliner Volksschule in der Lepsiusstraße 24–28 (heute Kopernikus-Oberschule, eine Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe), wo ich im Herbst 1941 mit einer Schultüte eingeschult worden war, hatte ich nichts lernen müssen, weil ich mir Lesen und Schreiben schon vorher selbst beigebracht hatte. Darum war es mir damals auch nur lächerlich vorgekommen, dass wir gleich nach Schulbeginn von Sütterlin auf Latein umgestellt wurden (ein Erlass von Hitler persönlich, vom 13. Januar 1941) und das ‚i‘ doppelt durchnahmen, weil die, wie ich gemeint hatte, ehernen Regel „Rauf runter rauf, Pünktchen obendrauf“ plötzlich nicht mehr galt. Zu lernen habe ich erst Jahre später unter Mutters intensiver Nachhilfe gelernt. Meine ersten Hausaufsätze hat sie Wort für Wort selber geschrieben und dafür zu meiner Überraschung passable Noten geerntet – ich fand damals bei jedem Wort, so könne man was auch immer doch gar nicht ausdrücken.

Laut meinem Fliether Abgangszeugnis (es war ein „Überweisungszeugnis“ nirgendwohin, „wegen Verzugs der Eltern“) bin ich am 15. August 1943 in Herrn Baums Dorfschule gekommen, am 11. August 1944 in die vierte Klasse versetzt worden und am 11. November 1944 dort abgegangen. Das letzte Datum ist mit Sicherheit falsch – im November waren wir längst zurück in Berlin. Wann genau? Ich glaube, nach dem herrlichen Sommerurlaub in Hela-Heide (unvergesslich der verdorbene Kartoffelsalat in der letzten Nacht in Danzig, der mir eine lebenslange Abneigung gegen alle Salate mit Majonäse eingetragen hat) sind wir noch einmal nach Flieth zurückgebracht worden, denn offenbar begann dort das Schuljahr am 15. August (dem Datum der „Versetzung“). Dann fuhr wohl Mutter zur Geburt von Bruder Rainer (9. September 1944) allein nach Berlin, wo die Eltern ihre Söhne in diesem Moment bestimmt nicht gebrauchen konnten, und danach beschlossen sie, in diesen mehr als unsicheren Zeiten zusammen in Berlin zu bleiben und auch uns dorthin zurückzuholen.

Mutter ist nach dem September 1944 noch zwei- oder dreimal nach Flieth gefahren, um etwas Essbares zu hamstern, aber erfolglos. Wann das gewesen sein mag, kann ich nicht rekonstruieren; wenn nach Kriegsende, dann nicht, bevor im Herbst 1945 der Zugverkehr langsam wieder in Gang kam. Jürgen erinnert sich, dass sie Otto Liersch angetroffen, aber nichts von ihm erhalten hatte, sondern nur ein Säckchen Peluschken (Fut-

tererbsen) vom Müller Kurt Schülke. Einmal habe ich sie begleitet, erinnere mich aber nur undeutlich an eine äußerst mühsame Bahnfahrt aus der Dreiviertelruine des Stettiner Bahnhofs: Der Personenzug war von den Dächern über die Puffer zu den Trittbrettern mit Menschen behängt und blieb schon bald hinter dem Bahnhof Gesundbrunnen stehen, weil die mit Holz befeuerte Lokomotive es nicht mehr schaffte. Dann mussten wir die neun Chausseekilometer vom Bahnhof Wilmersdorf nach Flieth und später wieder zurück laufen, klapperten dort einen Bauernhof nach dem anderen ab (ich erinnere mich an die Höfe der beiden „reichen“ Bauern Wölle), bekamen aber nicht das geringste und fuhren abends unverrichteter Dinge mit einem ebenso vollen Zug zurück, Vaters Zorn über unsere Unfähigkeit entgegen. Ich weiß nicht mehr, ob ich in ein Abteil eingezwängt war oder auf den Puffern gestanden habe. Das hätte ich jedenfalls gern. Wann das war und ob wir Otto und Hedwig Liersch angetroffen haben, weiß ich nicht. Da ich aber keinerlei Erinnerungen an irgendwelche Zerstörungen in Flieth habe, wird es wohl noch kurz vor Kriegsende gewesen sein, als Lierschs andere Sorgen hatten und nicht auch noch mit Berliner Revenants teilen konnten.

Wie es in Flieth nach unserer Abreise weiterging, weiß ich von meinem Kindheitsfreund Kurt Völker (geb. 10.03.1934) und seiner Frau Irmgard geb. Kracheel (geb. 19.06.1934). Beide haben ihr ganzes Leben in Flieth zugebracht und wohnen noch immer dort, die einzigen „alten“ Fliether (es soll dort allerdings auch noch den 86-jährigen Bauern Wollenberg geben).

Die militärische Lage im Norden Berlins war bei Kriegsende folgende. Im März war dem Reichsführer SS Heinrich Himmler, der sich ein hochvornehmes Hauptquartier in Hassleben eingerichtet hatte, 11 Kilometer nordwestlich Flieth, sich aber bald in ein Sanatorium in Hohenlychen zurückzog, das Oberkommando über die Truppenverbände im nordostdeutschen Raum unter dem Vorwand, er sei „überlastet“, auf Betreiben einiger Generale mit Hitlers Einverständnis entzogen worden. (Zum Bahnhof in Hassleben hatte Onkel Otto gelegentlich mit einem Pferdegespann Wrucken gebracht, und einmal hatte er mich auf die lange, holprige ganztägige Fahrt mitgenommen.) Jetzt sollte die neu gebildete Heeresgruppe Weichsel unter Generaloberst Gotthard Heinrici die Front entlang der Oder zwischen Stettin und Frankfurt halten. Sie bestand im Süden aus der 5. Panzerarmee unter General Theodor Busse, die sich bereits in Auflö-

sung befand und schließlich bei Halbe südöstlich Berlins eingekesselt und vollkommen aufgegeben wurde. Im Norden stand die 3. Panzerarmee unter Generalleutnant Hasso von Manteuffel. Sie war noch einigermaßen intakt, hatte aber keine Artillerie mehr und kaum noch Munition, allerdings noch Flugzeuge und Flaks. Da Manteuffel und Heinrici klar war, dass ihre Truppen einem Angriff der Roten Armee nicht standhalten könnten, wollten sie sie möglichst geordnet nach Westen führen und den Engländern übergeben. Als Feldmarschall Keitel von dieser befehlswidrigen Absetzplanung erfuhr, wurde Heinrici am 29. April entlassen; ihm drohte die Hinrichtung. Aber inzwischen herrschte schon ein solches Durcheinander, dass Manteuffel seine 3. Panzerarmee quer durch Mecklenburg manövrieren konnte und mit ihr am 3. Mai bei Hagenow tatsächlich vor den Engländern kapitulierte.



Die Feldsteindorfkirche von Flieth vor ihrer Zerstörung im April 1945 (Foto: privat)

Die erwartete russische Offensive im Norden begann am 25. April, neun Tage später als Shukows Offensive bei Küstrin, als die 2. Weißrussische Front unter Marschall Konstantin Rokossowskij aus einem großen Brückenkopf zwischen Stettin und Schwedt Manteuffels zurückweichende 3. Panzerarmee angriff. Am 27. April 1945 wurde Prenzlau erst bombardiert und beschossen und dann eingenommen, desgleichen Angermünde, am 28. Templin. Flieth war in diesen Tagen voll von deutscher Wehrmacht; südlich des Dorfs, in Richtung Fredenwalde, waren zwei Flaks in Stellung gegangen. Einen ganzen Tag lang – am 26. oder 27. April – wurde das Dorf pausenlos von russischen Kampffliegern bombardiert. Etwa

die Hälfte der Bauerngehöfte brannte aus, desgleichen die 450 Jahre alte Feldsteinkirche mit ihrem barocken Turm, in der ich mich manchen Sonntagvormittag während der Predigten von Pastor Bast tödlich gelangweilt hatte und von der seither nur noch die nackte Ruine steht. (Das Schloss der Freiherrn von Arnim-Suckow im benachbarten Gutsdorf Suckow, damals noch umgeben von einem eingezäunten Wildpark, wurde jedoch nicht von Bomben oder Artillerie zerstört, sondern von dort einquartierten Polen nach dem Ende der Kriegshandlungen in Brand gesteckt.)

Als die Bombardierung von Flieth begann, öffneten die Bauern ihre Ställe, trieben ihr Vieh auf die Felder, luden einige eilig zusammengeraffte Habe auf ihre Wagen, spannten an und brachen zusammen mit dem zurückweichenden Militär in Richtung Westen auf, andere zu Fuß oder auf deutschen Wehrmachts-Lkws hinterher. Nur eine Gruppe von etwa zehn Leuten, die Ärmsten des Dorfes, blieb zurück. Darunter waren Herr und Frau Dittmann, der zehnjährige Kurt Völker und seine fast blinde Mutter Frieda Völker mit ihrem kleinen schwarzen Hund. Diese Gruppe zog sich beim Beginn der Bombenangriffe gemeinsam in die Eulenberge zurück, den Wald nördlich des Dorfs. Dort versteckten sie sich. Als die Russen am nächsten Tag in Flieth einrückten, war das Dorf völlig verlassen. Sofort wurde die Gruppe in den Eulenbergen von Polen, die in der damals noch stehenden, aber nicht mehr funktionierenden Fergitzer (Wasser-)Mühle (seit Anfang der neunziger Jahre ein Schutthaufen) wohnten, an die Russen verraten. Diese kamen in den Wald, nahmen ihnen Uhren und Schmuck ab, versicherten aber, dass ihnen nichts passieren würde, und schickten sie ohne Übergriffe in das nunmehr menschen- und tierleere Flieth zurück, in dem viele Häuser noch qualmten und die Kirche noch brannte. Nach einigen Wochen – die ersten schon im Mai, die anderen im Juni und Juli – kamen nach und nach auch die Bauern einzeln und zu Fuß auf ihre Höfe zurück. Sie waren bis in die Gegend von Schwerin gefahren, aber von den Engländern nicht durchgelassen und zurückgeschickt worden. Auf der Rückfahrt hatten ihnen die Russen die Pferde ausgespannt, sodass sie ihre Wagen zurücklassen mussten, aus denen sich heimziehende Ostarbeiterscharen bedienten. Zunächst ohne Pferde und Vieh (das die Russen zusammengetrieben hatten, um es nach Russland zu schaffen: Die ungemolkenen Kühe krepiereten jedoch) begannen sie ihre Landwirtschaft neu aufzunehmen.

Kurz vor Kriegsende wurde Otto Liersch (wahrscheinlich zum „Volkssturm“) eingezogen und geriet bald darauf dorthin, wohin die dortige deutsche Armee damals strebte: in englische Kriegsgefangenschaft. Kurz nach Kriegsende erschien zahlreiche Verwandtschaft aus dem Sternberger Land auf dem entblößten, aber noch intakten Hof.

Eine von Hedwigs Schwestern, Alma Müller geb. Peschke, hatte aus Wallwitz nach Podelzig westlich der Oder geheiratet. Zu ihr flüchteten die Familien der in der Neumark gebliebenen Geschwister im Februar 1945. Im Juni beschlossen sie auf Drängen einer anderen Schwester, Anna Rüdiger geb. Peschke, die am liebsten schon 1939 mit Otto und Hedwig nach Flieth gegangen wäre, dass der ganze Tross nach Flieth weiterziehen würde.

Im September brach im Dorf eine Typhusepidemie aus, die die Einwohnerschaft dezimierte, Anfang Oktober starb Hedwig an Typhus, vierzehn Tage später kehrte Otto, der sie sehr geliebt hatte, aus der englischen Kriegsgefangenschaft zurück. 1949 heiratete er ein zweites Mal, und zwar die Witwe des Gutsverwalters im Nachbardorf Stegelitz, Vera Böhme geb. Ruhnke (1907–1966), die aus ihrer ersten Ehe zwei Kinder hatte. Otto starb 1950. Seine Wirtschaft führte Veras erwachsener Sohn Hans-Joachim Böhme noch eine Weile weiter.

Anfang der fünfziger Jahre war Flieth wieder ein funktionierendes Dorf. Als 1953 die dritte Stufe der Kollektivierung drohte (die erste: nur Ackerland, die zweite: Vieh, die dritte: Acker, Vieh und Hof), setzten sich fast alle Bauern überstürzt in den Westen ab. Danach wurden die Äcker von der LPG Stegelitz bewirtschaftet und dafür am Dorfende Maschinen- und Lagerhallen errichtet.

Nach der Wende kaufte der Flensburger Makler und Auktionator Gert Horstmann sämtliches Land auf und pachtete anderes hinzu, etwa 800 Hektar insgesamt, die er seitdem von nur vier Männern beackern lässt, darunter zwei Handwerkern, die er in der freien Zeit in seinen Immobilien beschäftigt. Die Felder werden größtenteils noch mit Getreide bestellt, Vieh aber gibt es keins mehr, auch keine Bauernhöfe mit Stall, Scheune und Misthaufen. Die Einwohnerzahl ist von über 600 im Krieg auf unter 250 gesunken. Laden, Bäcker, Schule, Pfarrer, Post, Polizei, Feuerwehr, Ortsamt: alles weg, die nächsten Einkaufsgelegenheiten in

Prenzlau, abgesehen von den Lebensmittelwagen, die nahezu täglich durchs Dorf kommen. Nur der alte „Krug“ (früher „Zur Reichskrone“) ist noch offen, heißt „Kastanienhof“ und lebt von durchreisenden Ausflüglern. Kinder werden kaum mehr geboren, jüngere Leute sind abgewandert und wandern weiter ab. Das Dorf ist die Ruhe selbst, eine Rentnerkolonie im bevölkerungsärmsten Landkreis der Bundesrepublik, recht adrett mit Asphaltstraßen, Bürgersteigen, Straßenlaternen, Straßennamen, Kanalisation und Wasser hergerichtet und schön gelegen zwischen den Moränenhügeln, schilfreichen Seen und Wäldern im Norden des Biosphärenreservats Schorfheide–Chorin.

---

\* Mein Bruder Jürgen hat die *Märkische Volkszeitung*, das *Oderblatt*, den *Sternberger Lokalanzeiger*, das *Zielenziger Neumärkische Wochenblatt* sowie einige erhaltene Gerichtsakten durchsucht und daraus

#### **„Die Mordtat von Schermeisel“**

rekonstruiert. Hier die Kurzfassung:

Am Abend des 1. November 1935, etwa um 21 Uhr, legte sich Heinrich Linke (54) an der Chaussee zwischen Schermeisel und Lindow, etwa fünfzehn Wegminuten von seinem Gehöft bei Lindow entfernt, auf die Lauer, um die Rückkehr des am Nachmittag nach Schermeisel gegangenen „Altsitzers“ Theodor Siebert (65) zu erwarten. Siebert wollte in Schermeisel Fleisch und Wurst einkaufen. Linke wartete etwa drei Stunden an der Chaussee, bis Siebert gegen Mitternacht des Weges kam; er hatte sich verspätet, weil er in einem Lokal noch etwas getrunken hatte. Linke stürzte sich sofort auf den ahnungslosen Siebert und fügte ihm mit einem mitgebrachten Beil (Axtstiel, Axt, Holzscheit?) schwere Kopfverletzungen zu, nahm ihm sein Geld und seinen Rucksack ab und trank seine Schnapsflasche leer. Weil er annahm, sein Opfer sei bereits tot, lief er zu seiner Wohnung und berichtete seiner Ehefrau Pauline (48) von dem Vorgefallenen. Beide kehrten danach zum Tatort zurück, stellten dort fest, dass der Niedergeschlagene noch Lebenszeichen von sich gab, und zogen ihm, um ihn zu ersticken, den wieder mitgebrachten Rucksack über den Kopf. Sodann versteckten sie den Toten in einem Gebüsch und gingen wieder nach Hause. Dort bedachten sie, dass der Leichnam nicht gut genug versteckt sei und rasch aufgefunden werden könne. Sie gingen deshalb in der Nacht zum Sonntag mit einer kleinen Leiter zu dem



Versteckt, legten den Leichnam auf die Leiter und schleppten ihn so etwa drei Kilometer weit an eine entlegene und schwer zugängliche Stelle im Wald von Schermeisel. Am 12. November fand die Ehefrau Sieberts „zufällig“ dessen Leichnam. Die von der Ortspolizei herbeigerufene Berliner Mordkommission durchsuchte am Donnerstag, 14. November das Linke'sche Gehöft und fand dabei Linkes blutbefleckten Mantel und eine Brille Sieberts.

Theodor Siebert war „Altsitzer“, d.h. früherer Besitzer des Gehöfts, das Heinrich Linke erst im Juni 1935 von dessen Sohn übernommen hatte; er wohnte dort wohl auch noch. Es lag einzeln an einer „Langer Grund“ genannten Örtlichkeit etwa einen Kilometer südlich der Chaussee von Lindow nach Groß Kirschbaum. Auf dem Hof lastete bis zu deren Lebensende das „Ausgedinge“ (eine Art bäuerlicher Leibrente) für die alten Sieberts, hauptsächlich in Form von Naturalien. Heinrich Linke stammte aus einem Dorf zwischen Wollstein und Neutomischel in der Provinz Posen. 1919 hatte er Pauline Linke geb. Länger oder Pfeiffer aus Tirschtiegel geheiratet. Zusammen hatten sie acht Kinder, von denen 1935 noch drei voll von ihnen abhängig waren; vier waren schon „im Dienst“ außerhalb des Hauses und verdienten zusammen monatlich 120 Reichsmark. Eins war gestorben. Pauline Linke war vor ihrer Ehe mit Heinrich Linke schon zweimal verwitwet und hatte aus den beiden früheren Ehen sieben Kinder. Die Wirtschaft in Lindow-Langer Grund warf nicht genug ab. Siebert aber forderte sein Ausgedinge rücksichtslos ein, schimpfte im Dorf regelmäßig auf die Linkes, nannte sie eine Zigeunerbande, ging auch schimpfend an ihren Feldern vorbei, an deren Rand dann in einer Neumondnacht der Mord geschah.

Montag, 18.11.1935: Die Mordkommission des Berliner Polizeipräsidiums hat den Mord aufgeklärt, die Täter verhaftet und ins Amtsgerichtsgefängnis Zielenzig einliefern lassen. Linkes haben sofort alles gestanden, bei der Gerichtsverhandlung später jedoch bestritten, die Tat mit „Überlegung“, d.h. vorsätzlich verübt zu haben. Sie hätten sich in wirtschaftlich „schwachen Verhältnissen“ befunden und deshalb geplant, sich des Altsitzers zu entledigen.

16.3.1936: Das Schwurgericht am Landgericht Frankfurt O. befasst sich mit der Mordtat von Schermeisel, erkennt die Eheleute Linke des Mordes und der Beihilfe zum Mord für schuldig und verurteilt am 17. März 1936 Heinrich Linke zum Tode (und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit) und Pauline Linke zu sechs Jahren Zuchthaus (Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte für vier Jahre).

10.6.1936: Der zweite Strafsenat des Reichsgerichts verhandelt die Revision der Eheleute Linke gegen das Urteil vom 17.3., die der Rechtsanwalt Dr. Krüger in

Zielenzig für sie eingereicht hat, und hebt das Urteil vom 17.3. in seiner Gesamtheit auf, weil der Nachweis des Vorsatzes („Überlegung“) nicht ausreichend geführt sei. Das Verfahren wird zur erneuten Verhandlung an das Frankfurter Schwurgericht zurückverwiesen.

23.10.1936: Das Schwurgericht Frankfurt O. verhandelt den Fall erneut und kommt zu dem gleichen Urteils wie am 17. März.

19.2.1937: Das Reichsgericht hat die (offenbar erneute) Revision der Eheleute Linke gegen das Urteil vom 23. Oktober 1936 als „offensichtlich unbegründet“ verworfen. Das Urteil vom 23.10.1936 wird damit rechtskräftig.

Heinrich Linke wurde 1937 in Berlin-Plötzensee enthauptet, Pauline ins Zuchthaus überstellt. Höchstens sechs Jahre nach der Rechtskräftigkeit des Urteils, also spätestens Anfang 1943, war sie wieder auf freiem Fuß.